

EMMA McLAUGHLIN  
& NICOLA KRAUS  
Die Tagebücher einer Nanny

### *Buch*

Nanny ist Single, lebt in New York und braucht dringend Geld, um die Miete bezahlen und ihr Studium finanzieren zu können. Seit Jahren nimmt sie daher immer wieder Jobs als Kindermädchen an, und diesmal hat sie wirklich das große Los gezogen: Nanny wird von Mrs. X angeheuert, der Gattin eines erfolgreichen Bankers und Herrscherin über ein riesiges Luxusapartment auf der Park Avenue. Das Ehepaar setzt alles daran, die Unannehmlichkeiten des Lebens auszublenden, also auch ihren vier Jahre alten Sohn Grayer, der sich im Alltag immer wieder störend bemerkbar macht. Doch Nanny wird den Jungen schon in den Griff bekommen, damit sich die Herrin des Hauses ungestört dem Shoppen und süßen Nichtstun hingeben kann. Kein Wunder, dass sich die neue Stelle für Nanny bald zum Albtraum entwickelt: Sie erledigt Besorgungen für Mrs. X, assistiert bei aufwändigen Vorbereitungen für private Feste und betreut Grayer rund um die Uhr. Wäre da nicht der attraktive Student, der Nanny komplett den Kopf verdreht hat, sie würde angesichts des täglichen Irrsinns bald den Verstand verlieren ...

### *Autorinnen*

Emma McLaughlin und Nicola Kraus lernten sich an der Universität kennen. Bevor sie sich zu einem Autorenduo zusammenschlossen, setzte Nicola Kraus ihr Kunstgeschichtsstudium fort; Emma McLaughlin arbeitete als Wirtschaftsberaterin. Mit ihrem Debütroman »Die Tagebücher einer Nanny« eroberten sie auf Anhieb die internationalen Bestsellerlisten und sorgten weltweit für Furore.

*Von Emma McLaughlin & Nicola Kraus außerdem bei Goldmann  
lieferbar:*

Citizen Girl – Ein Mädchen für alles. Roman (46321; geb., 54573)

Emma McLaughlin  
& Nicola Kraus

---

Die Tagebücher  
einer Nanny

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Regina Rawlinson

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel  
»The Nanny Diaries«  
bei St. Martin's Press, New York.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Sonderausgabe Februar 2007  
Copyright © der Originalausgabe 2002  
by Emma McLaughlin und Nicola Kraus  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagillustration: Natascha Römer/Agentur Die Kleinert  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-46367-1  
  
[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Für unsere Eltern,  
die uns immer eine Gutenachtgeschichte  
vorgelesen haben,  
ganz gleich, wie erschöpft sie waren.

Und für all die fabelhaften Kinder,  
die sich in unsere Herzen getanzt, gekichert  
und gegluckst haben.

Ihr seid die Besten!



»Sie sollten hören, wie Mama über Hauslehrerinnen denkt. Mary und ich haben gut ein Dutzend gehabt. Alle waren entweder unleidlich oder lächerlich, nicht wahr, Mama?«

»Sprich mir nicht von Erzieherinnen, mein Liebling, das regt mich auf. Ich habe genug unter ihrer Unfähigkeit und Anmaßung gelitten; Gott sei Dank bin ich sie auf immer los.«

*Jane Eyre*



## **Eine Bemerkung für die Leser**

Die Autorinnen haben im Lauf der Zeit für über dreißig Familien in New York gearbeitet. Dieser Roman wurde durch ihre Erlebnisse und Erfahrungen inspiriert. *Die Tagebücher einer Nanny* ist jedoch ein rein fiktionales Werk, und keine dieser Familien wird im vorliegenden Roman porträtiert. Namen und Eigenschaften sind von den Autorinnen frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen sowie tatsächlichen Ereignissen ist nicht beabsichtigt und wäre rein zufällig. Obwohl einige New Yorker Einrichtungen wie Schulen, Geschäfte, Galerien und Ähnliches erwähnt werden, geschieht dies doch in einem rein fiktionalen Kontext.



Prolog  
Das Vorstellungsgespräch

Am Anfang stand das Vorstellungsgespräch, immer das gleiche Spiel, immer die gleichen Fragen. Es war regelrecht gespenstisch. Manchmal hatte ich fast den Verdacht, dass man den Müttern beim Elternverband heimlich ein Handbuch zusteckte: *Die Wahl der richtigen Nanny – Wie führe ich ein Vorstellungsgespräch?* Die Prozedur lief stets nach einem festen Schema ab, wie ein religiöses Ritual, so dass ich, bevor sich die Apartmenttür zum ersten Mal für mich öffnete, nie genau wusste, ob ich lieber vor Ehrfurcht in die Knie sinken oder mich mit einem Augen-zu-und-durch in die Schlacht stürzen sollte.

Es gab nichts, was mir meine Rolle als Kinderfrau deutlicher vor Augen führte als das Vorstellungsgespräch, ein Auftritt, der unweigerlich von einer Fahrt mit dem Lift eingerahmt wurde, und zwar mit einem Lift, der mehr hermachte als die meisten New Yorker Wohnungen.



In der mit Walnussholz vertäfelten Kabine schwebte ich nach oben, einer möglichen Einkommensquelle entgegen. Kurz vor dem Ziel atmete ich noch einmal tief durch. Lautlos gleitet die Tür auf, vor mir ein kleines Vestibül mit einer dezenten Blumentapete, von dem maximal zwei Wohnungen abgehen. Ich läute. Nanny-Regel Nr. 1: Die Dame des Hauses lässt läuten, auch wenn mich der Wachmann, der das Gebäude vor unwillkommenen Eindringlingen schützt, längst angekündigt hat und sie womöglich schon seit ein paar Minuten hinter der Tür steht und mich erwartet. Auch wenn sie dort vielleicht schon seit drei Tagen auf mich lauert, seit wir telefonisch den Termin ausgemacht haben.

Die Einrichtung des dunklen Vestibüls ist immer gleich: ein Schirmständer, ein Stich mit einem Pferdemotiv und ein Spiegel, in dem ich noch rasch mein Aussehen überprüfe. Zwar scheint mein Rock ein paar unerklärliche Flecken abbekommen zu haben, seit ich an der Uni in die U-Bahn gestiegen bin, aber ansonsten mache ich einen tadellosen Eindruck – Twinset, geblümter Rock und Gucci-Sandalen aus dem Schlussverkauf.

Die Dame des Hauses ist immer klein und zierlich. Ihr Haar ist immer glatt und dünn. Sie atmet nur ein und niemals aus, so wirkt es zumindest. Sie trägt teure Khakihosen, Ballerinas von Chanel, ein französisches Ringel-T-Shirt, eine weiße Strickjacke. Hin und wieder darf es auch einmal eine schlichte Perlenkette sein. Bei all den Vorstellungsgesprächen, die ich in meinen sieben Jahren als Nanny hinter mich gebracht habe, war das Outfit immer das Gleiche. Mommy macht einen auf sportlich-leger, aber Achtung: Sie kann sich Schuhe für 400 Dollar leisten. Und der Gedanke, dass sich diese Frau tatsächlich irgendwann dazu herabgelassen haben soll, sich von irgendwem schwängern zu lassen, ist so abwegig, dass er sich von selbst verbietet.

Ihr Blick landet zielsicher auf meinem bekleckerten Rock. Ich werde rot. Ich habe noch nicht einmal den Mund aufgemacht, aber ich bin ihr schon jetzt weit unterlegen.

Sie bittet mich herein, in die weitläufige Diele mit dem glänzenden Marmorboden und den rauchgrauen Wänden. In der Mitte steht ein runder Tisch, darauf eine Vase. Die Blumen sehen so aus, als ob sie es niemals wagen würden, ihre Blütenblätter abzuwerfen. Sterben ja, aber welken? Auf gar keinen Fall.

Das ist mein erster Eindruck von dem Apartment. Es kommt mir vor wie eine Hotelsuite – blitzblank und unpersönlich. Das gilt sogar für das mit Fingerfarben gemalte Bild, das mit Klebestreifen an der Kühlschranktür befestigt ist (Sub-Zeros mit Verkleidung taugen nicht für Magnete). Es könnte aus einem Versandhauskatalog stammen.

Sie nimmt mir die Strickjacke ab, starrt verächtlich auf die Haare, die meine verschmuste Katze darauf hinterlassen hat, und bietet mir etwas zu trinken an.

Die Standardantwort lautet: »Danke, ein Glas Wasser wäre schön«, obwohl ich hin und wieder lieber einen Scotch bestellen würde, nur um zu sehen, wie sie darauf reagiert. Dann bittet sie mich ins Wohnzimmer, dessen Einrichtung irgendwo zwischen fürstlichem Prunk und dem üblichen exklusiven Landhausstil angesiedelt ist, je nachdem, wie »alt« das Geld ist. Sie bietet mir einen Platz auf dem Sofa an. Ich versinke in Bergen von Chintz und fühle mich so klein wie eine Fünfjährige. Sie thront auf einem äußerst unbequemen Stuhl, so kerzengerade, als ob sie ein Lineal verschluckt hätte, schlägt die Beine übereinander und lächelt gezwungen.

Nun kann das eigentliche Vorstellungsgespräch beginnen. Umständlich stelle ich mein beschlagenes Wasserglas auf einem Untersetzer ab, der so aussieht, als ob er selbst einen Untersetzer gebrauchen könnte. Man merkt ihr an, wie froh sie ist, dass ich eine Weiße bin, keine Schwarze, keine Latina.

»Nun denn«, sagt sie munter. »Und wie hat es Sie zum Elternverband verschlagen?«

Damit hätten wir die einzige halbwegs professionelle Frage des ganzen Gesprächs auch schon hinter uns. Von nun an geht es in erster Linie nur noch darum, bestimmte Klippen vorsichtig zu umschiffen, vor allem Wörter mit einem unappetitlichen Beigeschmack, wie zum Beispiel »Kindermädchen« oder »Kinderbetreuung«. Außerdem hüten wir uns davor, auch nur andeutungsweise auszusprechen, dass es hier um ein Beschäftigungsverhältnis geht. Denn dies ist der Heilige Bund zwischen Mommy und Nanny: Man bewirbt sich aus Spaß an der Freude und nicht etwa, weil man Arbeit sucht. Wir sind lediglich da, um uns »kennen zu lernen«. So ähnlich, wie ich mir die Verhandlungen zwischen einem Freier und einem Callgirl vorstelle, die sich auf einen Preis verständigen müssen, ohne dass die Stimmung darunter leidet.

Dass ich mich des Geldes wegen um die Stelle bewerbe, wird nur ein einziges Mal am Rande gestreift, nämlich als es um meine Erfahrungen als Babysitter geht. Natürlich stelle ich mich als Kinderhüterin aus Leidenschaft hin, fast so, als ob ich in meiner

Freizeit Führhunde für Blinde abrichte, um eine gute Tat zu tun. Je länger die Unterhaltung dauert, desto mehr mausere ich mich zur Fachfrau für Kindeserziehung – ich überzeuge nicht nur sie, sondern auch mich selbst, dass es mir ein tief empfundenes Anliegen ist, ein Kind großzuziehen und an allen Phasen seiner Entwicklung teilzuhaben. Jeder Ausflug in den Park oder ins Museum ist für mich eine Herzensangelegenheit, eine Entdeckungsreise. Ich gebe amüsante Anekdoten über meine früheren Schützlinge zum Besten und vergesse auch nicht, die Kinder beim Namen zu nennen – »Ich staune bis heute darüber, welche kognitiven Fortschritte Constance gemacht hat, wenn wir gemeinsam im Sandkasten saßen.« Meine Augen leuchten, und ich komme mir vor wie Mary Poppins, die anmutig ihren Regenschirm schwenkt. Dann schweigen wir einen Augenblick und versetzen uns andächtig in mein winziges Apartment, dessen Wände mit gerahmten Fingerfarbenbildern und Urkunden meiner exzellenten Studienabschlüsse gepflastert sind.

Gespannt blickt sie mich an. Sie wartet auf den Höhepunkt, auf die alles entscheidenden Sätze: »*Ich liebe Kinder!* Ich liebe kleine Patschehändchen und Babyschühchen und Erdnussbutterbrote und Erdnussbutter in meinen Haaren und Elmo aus der Sesamstraße – *ich liebe Elmo* – und Sand in meiner Handtasche und den Ententanz – ich bin *verrückt* nach dem Ententanz! – und Sojamilch und Schmusedecken. Und wie ich es liebe, dauernd mit Fragen bombardiert zu werden, die kein Mensch beantworten kann. Warum ist der Himmel blau? Tja, warum? Und Disney! Disney ist meine zweite Muttersprache!«

Es ist, als ob im Hintergrund ein Chor den Satz anstimmt: »Eine ganz neue Welt tut sich auf!« Wir hören es beide. Und dann beteuere ich feierlich, dass es mehr als ein Privileg wäre, ihr Kind betreuen zu dürfen – es wäre ein Abenteuer.

Sie ist begeistert, aber noch hab' ich sie nicht ganz so weit. Nun würde sie gern erfahren, warum ich ihr Kind überhaupt betreuen möchte, wenn ich wirklich so ein wandelndes Wunderweib bin. Sie will sich schließlich auch nicht mit ihm abgeben, dabei hat sie es doch sogar zur Welt gebracht. Warum sollte ich mich also um

ihren Nachwuchs kümmern wollen? Ob ich die Raten für eine Abtreibung abstottern muss? Ob ich eine linke Gruppierung unterstützen will? Welch gnädigem Schicksal verdankt sie ihr Glück? Sie möchte wissen, was ich studiere, was ich einmal werden möchte, was ich von den Privatschulen in Manhattan halte, was meine Eltern beruflich machen. Während ich meine Familie und mich souverän ins rechte Licht rücke, lege ich den Kopf auf die Seite, wie Schneewittchen im Film, als sie den Tieren lauscht. Mein Gegenüber schlüpft derweil in die Rolle der kritischen Journalistin und versucht auszuloten, ob ich die Absicht habe, ihr ihren Mann, ihren Schmuck, ihre Freunde oder ihr Kind wegzunehmen. Und zwar genau in dieser Reihenfolge.

Nanny-Regel Nr. 2: Noch nie sind bei einem Vorstellungsgespräch meine Referenzen überprüft worden. Ich bin weiß. Ich spreche französisch. Mein Eltern haben studiert. Ich habe keine Piercings, zumindest nicht an Stellen, wo man sie sehen könnte, und ich habe im Laufe der letzten beiden Monate eine kulturelle Veranstaltung im Lincoln Center besucht. Ich habe den Job.

Beschwingt von neuer Zuversicht steht sie auf. »Wie wäre es mit einem kleinen Rundgang?« Erst jetzt darf das Apartment zeigen, was alles in ihm steckt. Während wir von Zimmer zu Zimmer gehen, scheint es sich aufzuplustern und immer heller zu glänzen, was kaum möglich ist, so wie vorher schon alles geblitzt hat. Es ist für Führungen wie geschaffen. Ein riesiger Raum geht in den nächsten über, dazwischen höchstens ein paar kleine Flure, in die gerade einmal ein gerahmtes Originalgemälde von Sowieso hineinpasst.

Ganz gleich, ob die Dame des Hauses Mutter eines Säuglings oder eines Teenagers ist, bei der Besichtigungstour ist von dem Kind nie die leiseste Spur zu sehen. Es gibt überhaupt kein Anzeichen, dass noch jemand hier wohnt – nirgendwo steht auch nur ein einziges Familienfoto. Später werde ich sehen, dass es doch welche gibt, natürlich in silbernen Tiffany-Rahmen, in der hintersten Ecke des Fernsehzimmers aufgestellt.

Weil nirgendwo Schuhe herumliegen oder wenigstens ein aufgerissener Briefumschlag, fällt es mir schwer zu glauben, dass ich

tatsächlich durch eine echte, dreidimensionale Wohnung geführt werde. Alles erinnert eher an eine Theaterkulisse. Ich weiß nicht recht, wie ich die überschwängliche Bewunderung zum Ausdruck bringen soll, die von mir erwartet wird, ohne in einen unterwürfig altmodischen Dienstbotenslang zu verfallen und dazu womöglich auch noch einen Knicks zu machen.

Aber in diese Verlegenheit komme ich zum Glück nicht, weil wir nirgendwo lange genug stehen bleiben. Sie schwebt stumm vor mir her. Erst vor dem Hintergrund der schweren Möbel kommt ihre zarte Figur so richtig zur Geltung. In jedem Zimmer hält sie kurz inne, beschreibt mit der Hand einen Kreis und sagt mir, wie der Raum heißt, in dem wir uns gerade befinden, woraufhin ich ihr mit einem Kopfnicken bestätige, dass das Esszimmer tatsächlich das Esszimmer ist.

Während der Besichtigung soll ich mir zwei Dinge merken: 1. Ich kann ihr nicht das Wasser reichen. 2. Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um zu verhindern, dass ihr Kind, das ihr ebenfalls unterlegen ist, in dieser Wohnung auch nur den klitzekleinsten Einrichtungsgegenstand zerschrammt, zerdeppert, bekleckert oder beschädigt. Das Drehbuch hat für diesen Augenblick den folgenden Text vorgesehen: Sie dreht sich zu mir um und erwähnt wie nebenbei, dass ich so gut wie gar nichts im Haushalt erledigen muss und dass Hutchison »am liebsten« in seinem Zimmer spielt. Wenn es auf dieser Welt Gerechtigkeit gäbe, müsste spätestens nach dieser Ankündigung jede Nanny der Welt mit einer Straßensperre und einem Betäubungsgewehr ausgerüstet werden. Diese Zimmer werden mir das Leben zur Hölle machen. Fünfundneunzig Prozent dieser Wohnung werden für mich nicht mehr existieren, weil ich ausschließlich damit beschäftigt sein werde, das Kind einzufangen und zu ködern und es, wenn alles nicht hilft, inständig anzuflehen, doch bitte, bitte »das Delfter Milchmädchen« wieder hinzustellen. Außerdem werde ich mich bald besser mit Putzmitteln auskennen, als ich es je für möglich gehalten habe. Ich werde staunen, wie viele verschiedene Arten von Schmutz es gibt. Im Hauswirtschaftsraum – hoch über der Wasch-Trockenkombination – werde ich die Entdeckung

machen, dass es tatsächlich Leute gibt, die sich ihren Kloreiniger aus Europa importieren lassen.

Nächste Station ist die Küche. Sie ist riesig. Mit ein paar Zwischenwänden könnte sie leicht einer vierköpfigen Familie als Wohnung dienen. Die Dame des Hauses bleibt stehen und legt die manikürte Hand auf die Küchentheke, eine einstudierte Pose. Sie sieht aus wie ein Kapitän am Steuer seines Schiffs, der eine Ansprache an die Mannschaft halten will. Käme ich aber auf die Idee, sie zu fragen, wo sie das Mehl aufbewahrt, würde sie erst einmal eine halbe Stunde in nie benutzten Backutensilien herumkramen.

Nanny-Regel Nr. 3: Egal wie viele Liter Perrier sie sich in dieser Küche genehmigen mag, es würde ihr nicht im Traum einfallen, hier etwa auch zu essen. Apropos essen. Solange ich für sie arbeite, werde ich es nie erleben, dass sie überhaupt irgendetwas zu sich nimmt. Sie kann mir zwar nicht sagen, wo das Mehl steht, aber die Abfuhrmittel in ihrem Medizinschränkchen würde sie wahrscheinlich mit verbundenen Augen finden.

Der Kühlschrank platzt fast aus den Nähten von frischem Obst, in mundgerechte Stücke geschnitten und nach Sorten getrennt in Tuppereschüsseln. Unvermeidlich sind auch mindestens zwei Packungen Käsetortellini, die ihr Kind ohne Sauce am liebsten isst. (Was für mich im Klartext bedeutet: Auch ich muss die Nudeln trocken hinunterwürgen.) Zur Grundausstattung gehören außerdem: biologisch-dynamische Ökomilch, eine einsame Flasche Bordeaux, ein Glas sündhaft teure Konfitüre und jede Menge Gingkoblätter (»für Daddys Kreislauf«). Mommys schmutziges kleines Geheimnis verbirgt sich im Gefrierschrank: Chicken-Nuggets, Speiseeis. Doch ansonsten scheinen sich die Erwachsenen nur von pikanten Häppchen und Beilagen zu ernähren. Ich sehe die Familie direkt vor mir, wie sie gemeinsam am Tisch sitzt. Die Eltern fischen mit dem Zahnstocher in einem Glas mit eingelegten getrockneten Tomaten, während sich das Kind mit Obst und Fertiggerichten voll stopft.

»Branford's Tiefkühlkost macht wirklich nicht viel Mühe«, sagt sie und klappt die Tür des Gefrierschranks wieder zu. Übersetzung: Sie können ihrem Sohn am Wochenende guten Gewis-

sens diesen Mist vorsetzen, weil ich ihn an den restlichen Tagen mit makrobiotischen Viergangmenüs verköstige. Ich weiß schon jetzt, dass mich früher oder später, wenn ich zum wiederholten Male den Wildreis aus Costa Rica dämpfe, damit er den Verdauungsapparat eines Vierjährigen nicht überfordert, der blanke Neid auf die verführerisch bunten Packungen im Gefrierschrank überkommen wird.

Sie öffnet die Tür zur Speisekammer (die ideale Ferienwohnung für die vierköpfige Familie, die in der Küche wohnen könnte). Berge von Vorräten türmen sich auf. Armageddon kann kommen. Als ob man jeden Augenblick darauf gefasst sein müsste, dass die Stadt von einer umherstreifenden Meute ernährungsbewusster Vorschüler geplündert wird. Die Auswahl ist gigantisch: Fruchtsäfte, Sojamilch, Reismilch, Vollkornbrezeln, Müsliriegel, Bio-Rosinen. Der Traum eines jeden Ernährungsberaters. Es gibt nur einen einzigen Artikel, der Nahrungsmittelzusätze enthält: die Goldfish-Kracker, Tüten um Tüten, einschließlich der salzarmen sowie der nicht besonders populären Version mit Zwiebelaroma.

In der gesamten Küche findet sich nichts, was einen erwachsenen Menschen satt machen würde. Natürlich wird es heißen: »Wenn Sie etwas essen möchten ... Es ist alles da.« Aber das Märchen kenne ich. In der ersten Zeit werde ich mich kümmerlich von Rosinen ernähren müssen, bis ich das OBERSTE SCHRANKFACH entdecke, das Geheimversteck, in dem die gehorteten Schätze lagern, leicht verstaubte Gastgeschenke, vor denen sich die Dame des Hauses hütet, als wären sie die Büchse der Pandora. Schokorosinen von Barney's, Trüffel von Saks, Nurdick's Fudge aus Martha's Vineyard, die ich wie eine Cracksüchtige im Badezimmer in mich hineinschlinge, um dabei nicht heimlich gefilmt zu werden. Ich sehe mich schon im Fernsehen, überführt von der *Versteckten Kamera*: »Nanny auf frischer Tat ertappt – im Rausch des Verbotenen – Kindermädchen vergeht sich an Pralinen-schachtel!«

Jetzt ist es so weit, jetzt kommt sie mir mit dem Katalog der Ge- und Verbote. Das ist der Augenblick, den sie ganz besonders ge-

nießt, denn nun kann sie mir endlich zeigen, wie viel Sorgfalt und Mühe sie als Mutter bereits in ihr Kind investiert hat. Mit seltenem Elan betet sie die einzelnen Punkte souverän herunter. Ich setze inzwischen meine interessierteste Miene auf, als ob ich sagen wollte: »Bitte, erzählen Sie mir mehr davon. Wie faszinierend«, oder: »Das muss ja schrecklich für Sie sein, ein Kind zu haben, das allergisch gegen Luft ist.« Hier die Regeln:

Allergisch gegen Milchprodukte

Allergisch gegen Erdnüsse

Allergisch gegen Erdbeeren

Allergisch gegen Haarspray

Gegen irgendein Getreide

Isst keine Blaubeeren

Isst nur Blaubeeren – in Scheibchen geschnitten

Butterbrote müssen in Streifen geschnitten werden und eine Kruste haben

Butterbrote müssen geviertelt werden und dürfen KEINE Kruste haben

Beim Bestreichen der Butterbrote gen Osten blicken

Sie liebt Reismilch!

Er isst nichts, was mit dem Buchstaben M anfängt

Alle Portionen müssen vorher genau abgemessen werden – es gibt KEINEN Nachschlag

Fruchtsäfte werden mit Wasser verdünnt und aus einer Trinklerntasse über dem Waschbecken oder der Badewanne getrunken (vorzugsweise, bis das Kind achtzehn Jahre alt ist)

Das Kind isst aus der Schüssel. Die Schüssel steht auf einem Plastikset, darunter ein Küchentuch. Abnehmen des Lätzchens verboten

Oder noch besser: »Wenn Sie Lucien vor dem Essen ausziehen und hinterher abbrausen könnten, wäre das ideal.«

KEINERLEI Nahrungs- oder Flüssigkeitsaufnahme zwei Stunden vor dem Schlafengehen

KEINE Lebensmittelzusatzstoffe

KEINE Konservierungsstoffe

KEINE Kürbiskerne  
KEINE Schalen  
KEIN rohes Essen  
KEIN gekochtes Essen  
KEIN amerikanisches Essen

und ... (sie senkt die Stimme zu einem kaum noch wahrnehmbaren Wispern)

KEIN ESSEN AUSSERHALB DER KÜCHE!

Ich nicke verständnisvoll. Sie hat ja so Recht. »Aber natürlich«, höre ich mich sagen.

Damit hat Phase 1 des Verschwisterungsprozesses begonnen. Wir tun so, als ob wir Verbündete wären. »Wir sitzen beide im selben Boot! Klein Elspeth ist unser Gemeinschaftsprojekt! Und wir geben ihr ausschließlich Mungbohnen zu essen!« Wie mir dabei zu Mute ist? Als ob ich im neunten Monat schwanger wäre und gerade herausgefunden hätte, dass mein Mann das Kind in einer Sekte großziehen will. Trotzdem fühle ich mich geschmeichelt, dass man ausgerechnet mich erwählt hat, an diesem Projekt teilzuhaben. Phase II ist beendet: Ich erliege dem Lockruf der Perfektion.

Schließlich nähert sich die Führung dem entlegensten Teil der Wohnung. Die Entfernung zwischen Kinderzimmer und Elternschlafzimmer wechselt. Mal ist sie groß, mal riesengroß. Wenn irgend möglich, liegen die Räume auf unterschiedlichen Etagen. Man stelle sich den armen Dreijährigen vor, der aus einem Albtraum hochschreckt und sich mit Tropenhelm und Taschenlampe auf die Expedition zu seinen Eltern macht, lediglich mit einem Kompass und seinem eisernen Willen bewaffnet.

Es gibt noch ein weiteres Anzeichen dafür, dass wir allmählich in die Kinderzone vordringen. Es wird bunter. Das dezent asiatisch angehauchte Flair der Ausstattung weicht kräftigen Primärfarben im Stile Mondrians oder zarten Pastelltönen à la Bonpoint-Kindermoden. Auf jeden Fall ist die Handschrift der In-

nenarchitektin überall zu spüren. Trotzdem ist der Gesamteindruck ein wenig irritierend. Allzu offensichtlich entspringt diese Vorstellung von einem Kinderzimmer dem Hirn eines Erwachsenen. Das kann man zum Beispiel daran erkennen, dass die handsignierten Barbar-Drucke an der Wand mindestens einen Meter über dem Kopf des Kindes aufgehängt sind.

Nachdem ich den Regelkatalog nun intus habe, steht einer Begegnung mit der Prinzessin beziehungsweise mit dem Prinzen auf der Erbse nichts mehr entgegen. Ich bin darauf gefasst, ein Krankenzimmer zu betreten, eine voll ausgestattete Intensivstation, inklusive Designertropf von Louis Vuitton. Man stelle sich meinen Schock vor, als plötzlich ein kleines Energiebündel auf uns zu gewirbelt kommt. Handelt es sich um einen Jungen, führt er sich auf wie der Tasmanische Teufel, ist es ein Mädchen, erinnert der Auftritt eher an den einer aufgedrehten Ballerina, inklusive zweier Pirouetten und eines Grand Jeté. Ausgelöst werden diese Kraftakte durch eine Art Pawlowschen Reflex auf das Parfüm der Mutter, sobald diese durch die Tür tritt. Das Aufeinandertreffen spielt sich folgendermaßen ab: 1. Das Kind (geschniegelt und gebügelt) hält pfeilgerade auf die Beine der Mutter zu. 2. Genau in der Sekunde, als es sich an sie klammern will, hält die Mutter seine Handgelenke fest. 3. Gleichzeitig entzieht sie sich mit einem Ausfallschritt der Umarmung, führt die Hände des Kindes vor seinem Gesicht zusammen, als ob es »Backe, backe Kuchen« spielen soll, bückt sich, um hallo zu sagen, und lenkt die Aufmerksamkeit ihres Sprösslings auf mich. Voilà. Die erste Darbietung des von mir so genannten »Abwehrmanövers«, der noch viele weitere folgen werden, ist ein voller Erfolg. Das Timing und der künstlerische Ausdruck sind so perfekt, dass ich am liebsten applaudieren würde. Stattdessen erliege ich nun meinerseits einem Pawlowschen Reflex, hervorgerufen durch ihre erwartungsvollen Mienen.

»Ich schlage vor, ihr lernt euch erst einmal ein wenig kennen...« Das ist mein Stichwort. Spiel-mit-dem-Kind lautet die Devise. Obwohl jeder von uns weiß, dass die Meinung des zukünftigen Schützlings irrelevant ist, lege ich mich mit einer fast schon ans Psychotische grenzenden Begeisterung ins Zeug. Ich

komme mir vor wie der Weihnachtsmann persönlich, ach was, wie der Weihnachtsmann und der Osterhase in einer Person. Ich bezirze den Kleinen, bis er vor lauter Interaktion nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht. Dass Mutter ihm ausnahmsweise eine Audienz gewährt, trägt zum Gelingen des Unternehmens ein Übriges bei. Brav holt das Kind, das seine Vorstellung von Spaß aus der Montessori-Pädagogik bezieht, immer nur jeweils ein Spielzeug aus dem Nussbaumschrank. Ich kompensiere das fehlende Kinderzimmerchaos mit einem regelrechten Chor von Stimmen und mit Tanzschritten. Mit meinem geballten Wissen über Pokémonfiguren erledige ich den Rest. Es dauert keine fünf Minuten, da will der Kleine, dass ich mit ihm in den Zoo gehe, bei ihnen übernachte oder gleich ganz einziehe. Das ist das Stichwort für die Mutter, die bis jetzt auf der Bettkante gesessen und meine spielerischen Fähigkeiten wie ein olympischer Preisrichter begutachtet hat. Sie verkündet: »Nanny muss jetzt gehen. Freust du dich schon, dass du bald wieder mit Nanny spielen kannst?«

Die Haushälterin, die während der gesamten Vorstellung unbeachtet in einem Kinderschaukelstuhl gesessen hat, winkt mit einem Bilderbuch, ein schwacher Versuch, von meiner Glanzleistung abzulenken und das sich bei dem Kleinen bereits ankündigende Stimmungstief abzumildern. Es folgt eine etwas anspruchsvollere Version des Abwehrmanövers, welches damit endet, dass Mutter und ich das Zimmer verlassen. Als die Tür hinter uns ins Schloss gefallen ist, fährt sich die Dame des Hauses erschöpft mit der Hand durchs Haar und führt mich mit einem langen, hingehauchten »So ...« wieder in den menschenleeren Teil der Wohnung zurück.



Sie reicht mir meine Tasche. Dann stehe ich noch mindestens eine halbe Stunde mit ihr in der Diele und warte darauf, dass sie mich entlässt.

»Haben Sie einen Freund?« Aha, jetzt heißt es also: Beschäftige-dich-mit-der-Mutter. Sie hat unendlich viel Zeit – kein Wort von einem Ehemann, der aus dem Büro zurückerwartet wird, kein